

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Mitteilungen an unsere zur Fahne einberufenen Beamten & Arbeiter

**Gesellschaft für Brauerei, Spiritus- und Preßhefe-Fabrikation
Vormals G. Sinner <Karlsruhe>**

**Karlsruhe-Grünwinkel, Nr. 1.1914(16.Sept.) - 125.1918(10.Dez.);
damit Ersch. eingest.**

17.4.1915 (No. 31)

urn: urn:nbn:de:bsz:31-56019

Gesellschaft Sinner Karlsruhe-Grünwinkel

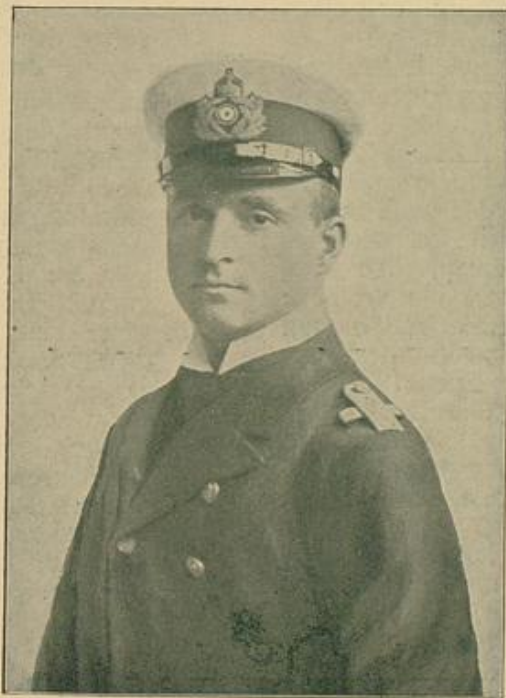


Mitteilungen

an unsere zur Fahne einberufenen Beamten & Arbeiter.

Nr. 31.

Karlsruhe-Grünwinkel, den 17. April 1915.



Kapt.-Leutnant

✱

Die Nordsee rauscht dir
einen Grabgesang,

Das Requiem, das dir
der Herr beschied,

Und in den düstern Nord-
seewellenklang

Mischt sich des deutschen
Volkes Klagelied

Der Besten einen hat hinweggerafft

Die Eisensault, die Land und Meer um-
spannt,

Zerschmettert hat sie Geist und Manneskraft,

Den kühnen Sinn, dem keiner widerstand.

Weddigen †

✱

Der Schlag, der dich ge-
troffen, traf uns auch,

Doch macht er uns nicht
mutlos und verzagt,

Durch unsere Seelen zieht
des Geistes Hauch,

Der nur sein Bestes gibt,
das Höchste wagt.

So schlummre in des Meeres heil'ger Hut!

Und unser Dank? Ein heiliges Ver-
sprechen:

Wir werden dich an Englands Lügenbrut

Am Tage der Vergeltung bitter rächen!

Gottfried Krutina.



Bündnistreue und Dreiverband.

Von Arved Jürgensohn.

Noch immer sehen wir die Mächte des Dreiverbands mit ihren Trabanten zusammenhalten, wenn es auch bisweilen zu krachen schien und die Interessengegensätze schon gar zu handgreiflich zutage traten. Japans Versuch, China zum Vasallenstaat herabzudrücken, entspricht ebensowenig den Zielen britischer und französischer Politik, wie Rußlands offen ausgesprochene Absicht, sich zum Herrn des Bosphorus und der Dardanellen zu machen. Nur der Wunsch Englands, die Türken von Aegypten abzulenken, vielleicht auch der Gedanke, Rußland auf alle Fälle zu vorzukommen und gleichzeitig den Schein besonders tatkräftiger Unterstützung zu wahren, erklärt uns, weshalb britische und französische Geschwader die undankbare Aufgabe der Dardanellen-Bezwingung auf sich genommen haben.

Auch in Persien gehen Rußlands und Englands Ziele auseinander. England hat überhaupt ein Interesse, Rußland geschwächt zu sehen, und den Wunsch, Deutschlands groß gewordene Seemacht und Industrie möglichst weitgehend zu vernichten. Andererseits kann im Grunde auch Rußland die Schwächung Englands nur lieb sein. Aber schon heute läßt sich wohl sagen, daß der aufgewandte Einsatz des Dreiverbandes nie und nimmer dem Gewinn entsprechen wird, der ihm selbst im günstigsten Falle erblühen könnte. Es ist die ungeheuerste Vergeudung von Menschenleben und Volksvermögen, die die Weltgeschichte jemals sah. Etwa 120 Millionen Mark täglich, also 44 Milliarden jährlich, kostet unseren Gegnern der Krieg. Dabei kommen sie in Frankreich keinen Schritt weiter; Rußland hat sich wohl in Oesterreich festgesetzt, weicht aber doch schon langsam und stetig zurück. Und im Orient sind ebenfalls keinerlei Erfolge zu melden. Serbien liegt still und hoffnungslos danieder und Japan steht längst abseits, um im Trüben zu fischen, den Engländern eine beständig wachsende Sorge.

Es würde kein Wunder sein, wenn einzelne der verbündeten gegnerischen Mächte, da sie nichts mehr zu gewinnen und nur noch zu verlieren haben, rechtzeitig einen Sonderfrieden anstrebten. Gilt doch hier wieder, was Friedrich der Große einmal im Jahre 1779 von einer andern Mächtegruppierung sagte: „Das war doch nur trügerischer Schein. Die drei Mächte waren weit entfernt von einem so engen Bundesverhältnisse, wie es die Oeffentlichkeit annehmen mochte. Nach der Behauptung der Tories geht es England nur dann gut, wenn es sich auf keinerlei Bündnisse mit den Kontinentalmächten einläßt, sondern sich bloß der Förderung seiner Handelsinteressen widmet.“

Nun hatte England im September, als Frankreich nach den schweren Niederlagen einem Sonderfrieden zuneigte — man nannte sogar Delcassé als Vertreter dieses Gedankens — die drei Mächte zu einem Abkommen in London genötigt, wonach nur gemeinsam über den Frieden verhandelt werden dürfe. Aber es fragt sich doch, ob dieser Vertrag heut noch voll gilt, und ob nicht die Interessen der einzelnen Bündnisteilnehmer das beschriebene Stück Papier längst durchlöchert haben.

Solche Vereinbarungen gelten nur, solange sie wirklich möglich sind. Wenn Geldmittel und Menschenkräfte eines Landes erschöpft erscheinen, könnte kein Vertrag der Welt es zur Fortführung des Krieges zwingen. Und über das Bündnis geht jedem das Interesse der Selbsterhaltung und der eigenen Wohlfahrt.

Friedrich der Große sagte 1775 in der Geschichte seiner Zeit:

„Das Wohl des Staates soll die Richtschnur der Fürsten sein. Die Fälle, wo Verträge gebrochen werden dürfen, sind folgende:

1. wenn der Bundesgenosse seine Verpflichtungen nicht erfüllt;
2. wenn er uns hintergehen will und uns kein anderer Ausweg bleibt, als ihm zu vorzukommen;
3. wenn eine höhere Gewalt uns niederdrückt und uns zum Bruch unseres Bündnisses zwingt; und endlich
4. wenn die Mittel zur Fortsetzung des Krieges erschöpft sind.

Die Fürsten sind die Sklaven ihrer Mittel. Vor welchem Gericht soll ein Herrscher klagen, wenn ein anderer ihm sein Versprechen bricht?“

Er hat sich auch sonst noch über diese Frage der Bündnistreue zu wiederholten Malen ausgesprochen. In seinem „Antimacchiavell“, (1759/40), dem Werke seiner Jugend, erklärte er schon:

„Ich gebe zu, daß es bittere Notwendigkeiten gibt, da ein Fürst wohl oder übel seine Verträge und Bündnisse brechen muß. Doch muß er auch in solcher Zwangslage auf Anstand halten und seine Verbündeten rechtzeitig benachrichtigen; jedenfalls bleibt die Voraussetzung dafür immer, daß das Heil des Volkes es gebiete und eine ernste Notlage es zur Pflicht mache.“

Noch etwas kühner und freimütiger sagte er 1746 in seinen Denkwürdigkeiten:

„Man wird in diesem Werke von geschlossenen und wieder gebrochenen Bündnissen hören. Dazu muß ich bemerken, daß wir von unsern Mitteln und Fähigkeiten ab-

hängen: wenn unsere Interessen wechseln, so müssen wir uns mit ihnen ändern. Unser Amt ist es, für die Wohlfahrt der Völker zu sorgen. Finden wir, daß in einem Bündnis Gefahr oder Unsicherheit für sie liegt, so müssen wir es brechen, um sie zu schützen; da opfert der Herrscher sich selbst zum Wohle seiner Untertanen.

Die Leute, die dieses Verhalten so heftig verurteilen, sehen in dem gegebenen Wort etwas Heiliges. Sie haben recht: und als Privatmann denke ich wie sie. Die Ehre geht über den Vorteil. Ein Fürst aber, der sich verpflichtet, tut das nicht für sich selbst. Er setzt große Staaten tausendfachem Unglück aus. Es ist also besser, der Herrscher bricht seinen Vertrag, als daß das Volk zugrunde gehe.“

Aber auch Fürst Bismarck hat sich ähnlich ausgesprochen. In seiner großen, alle Welt aufhorchen machenden Rede vom 6. Februar 1888 drückte er denselben Gedanken so aus:

„Keine Großmacht kann auf die Dauer in Widerspruch mit den Interessen ihres eigenen Volkes an dem Wortlaut irgendeines Vertrages kleben; sie ist schließlich genötigt, ganz offen zu erklären: die Zeiten haben sich geändert, ich kann das nicht mehr — und muß das vor ihrem Volke und vor dem Vertrag schließenden Teile nach Möglichkeit rechtfertigen. Aber das eigene Volk ins Verderben zu führen an dem Buchstaben eines unter anderen Umständen unterschriebenen Vertrages: das wird keine Großmacht gutheißen.“

Der Balkanbund ist 1912 jäh in die Brüche gegangen und die damaligen Verbündeten gerieten in den Krieg und bittersten Haß gegeneinander, obwohl ein geschriebener Vertrag sie band. Der gegenwärtige Dreiverband mit seinen weiteren Bundesgenossen hält, wie schon bemerkt wurde, immer noch fest zusammen. Darüber darf man sich nicht täuschen. Und doch liegt in den großen unleugbaren Interessengegensätzen der einzelnen Glieder, in der zunehmenden Erschöpfung der Geld- und Menschenkräfte und endlich in der Aussichtslosigkeit und offenbar völlig unlohnenden Weiterführung des Kampfes der Keim des Zerfalls. Aber es geht hier ebenso, wie es den Spielern geht, die nichts gewinnen, die immer verlieren und doch immer weiter setzen, bis sie endlich alles verloren haben. So weit ist es zwar noch nicht gekommen. Aber die Aussicht auf Gewinn wird stetig geringer, der Verlust immer größer. Der Wunsch einzelner Glieder nach einem Sonderfrieden könnte daher vielleicht überraschend plötzlich kommen, doch schwerlich ohne große neue Niederlagen.

Wir wissen nicht sicher, ob alles wirklich so zutrifft, aber wir lasen davon, daß Frank-

reich im September ernstlich einen Sonderfrieden anstrebte, weil es glaubte, seinen Bündnispflichten getreu genügt zu haben, sich aber von England und Rußland im gemeinsamen Kriegsplan ganz unzulänglich unterstützt sah, so daß ihm der Bündnisvertrag dadurch hinfällig erschien. Damals soll England jedoch mit Beschließung der französischen Häfen gedroht haben und im Verein mit Rußland, das in Oesterreich große Fortschritte machte, jenes Abkommen durchgedrückt haben, wonach die drei Mächte nur gemeinsam über den Frieden verhandeln dürften. Auch die andern Kriegsteilnehmer sollen sich dann dieser Vereinbarung angeschlossen haben.

Nun soll sich aber bei den Bundesgenossen allmählich ein stiller gemeinsamer Gegensatz gegen England entwickelt haben, weil sie schließlich im ganzen Kriege nur eine Maßnahme zur einseitigen Begünstigung britischer Interessen erblickten, und Großbritannien sah sich dadurch der Gefahr eines Drucks von seiten der verbündeten Mächte ausgesetzt, der es sich jetzt gern wieder entziehen wollte. Da hatte dann der Marineminister Churchill, um Frankreich und Rußland wieder freie Hand zu geben, jene auffallende Erklärung abgegeben, in der es hieß, England würde nötigenfalls auch ganz allein bis zum bitteren Ende weiterkämpfen. Wenn er diesen Fall auch für undenkbar hielt, daß Frankreich und Rußland einen Sonderfrieden schlossen, so schien er doch das Londoner Abkommen nicht mehr für absolut bindend zu halten, oder allenfalls für die anderen, nicht aber für Großbritannien. Der Premierminister Asquith erklärte dann auf eine Anfrage im Parlament, daß er keinen Grund hätte, von Churchills Stellung abzuweichen, und sanktionierte damit den Anspruch des Kollegen von der Marine.

Aus diesen Tatsachen hat man geschlossen, daß England sowohl wie auch seine Verbündeten in Bezug auf den Friedensschluß ihre volle Handlungsfreiheit wiedergewonnen hätten.

Ob das alles ganz zutrifft, mag indessen dahingestellt bleiben. Doch die Sätze Friedrichs des Großen und Bismarcks behalten sicherlich in dieser Welt der Wirklichkeiten ihre Geltung. Und wenn entscheidende Schläge im Osten oder Westen fallen sollten, so ist ein Frieden vorläufig auch ohne England sehr wohl denkbar.

Die verbündeten Zentralmächte ihrerseits haben allerdings oft genug betont, daß sie nur einen Frieden gutheißen würden, der dauernde Bürgschaften für eine ruhige Zukunft gibt. Ob ein solcher Frieden schon in die Nähe gerückt ist, das mag dem Glauben jedes einzelnen überlassen bleiben. Mit Sicherheit weiß das noch niemand. Nur die Macht der Tatsachen wird darüber entscheiden.

„Gegenwart“.

Der Granathof.

Skizze aus den Kämpfen im Westen.

Von Generalleutnant von Stein.

Am Ausgang des Dorfes stehen unsere Posten im Schützengraben. Wenige Schritte vor ihnen liegt ein zerschossenes Gehöft. „Granathof“ nennen es die Deutschen, „Blockhaus“ die Franzosen.

In fast regelmäßigen Abständen dröhnt drüben beim Feind ein Kanonenschuß. Jedesmal schlägt wenige Sekunden später eine Granate in die Trümmer des Gehöfts. Die eintönige Folge wird bisweilen unterbrochen durch drei bis vier beinahe ineinander fallende Schüsse. Kaum vernommen, folgen ihnen ebensoviele Einschläge mit scharfem Knall der zerspringenden Granaten. Aufspritzen die schon hundertfach zerfezten Trümmer des Granathofs. Die Posten ducken sich im Graben, und über sie hinweg rauscht der Hagel der Eisensplitter. Sie achten's kaum. Wochen und Monate haben sie dasselbe Bild gesehen und denselben Ton gehört, das scharf abgerissene Geratter der platzenden Feldgranaten. Sie kennen die feindliche Batterie, die den Hof dauernd unter Feuer hält. Man sieht sie nicht, nur ahnen kann man ihre gedeckte Stellung, tief im Grunde in der Nähe der zum Feinde laufenden Straße. Nicht immer schießt sie allein. Bisweilen gesellen sich andere Batterien zu ihr, deren Feuer durch geheimnisvolle Fäden auf den Granathof vereint wird. Sie scheinen zahllos zu sein. Ihr Donner rollt ununterbrochen und kommt aus allen Richtungen. Die Einschläge der Geschosse sind nicht mehr zu unterscheiden. Wie dort in den feindlichen Stellungen das Dröhnen der Geschütze nicht mehr abreißt, sondern in einem einzigen furchtbaren Ton weiterklingt, so ist auch in dem knatternden Klingen der einschlagenden und zerspringenden Geschosse keine Pause mehr zu unterscheiden. In den hellern Ton der Feldgeschütze und ihrer Geschosse setzt hier und da ein tiefer Ton ein. Ihm folgt in dem getroffenen Gehöft ein dumpfer Knall, der alle Nebengeräusche übertönt. In dem grausigen Konzert sind es die groben Bässe der aus den Festungen herangeschleppten schweren Geschütze. Dann wieder kurze Klänge in der Luft, weiße Wölkchen folgen ihnen, aus denen ein Hagel zur Erde stürzt. Das sind die zersprengenden Schrapnells, deren Kugeln weithin über den Boden streichen. Der Granathof wird zur Hölle. Kein lebendes Wesen kann dort bestehen. Die Posten haben sich auf den Boden ihres Grabens geworfen. Der Eisenhagel wirft die deckenden

Wände ein und sucht die Leute unter den Trümmern zu begraben. In Nischen und Höhlungen tief unter der Erde sitzt die übrige Grabenbesatzung. Sie hat ihre unterirdischen Räume wohllich eingerichtet. Die kleinen Schätze des Soldaten, die an die Heimat erinnern, die Geräte für den täglichen Gebrauch, die Lebensmittel, alles hat seinen Platz gefunden. Bilder sind an die Wände geheftet, die oft überkleidet sind mit Zeitungen, Decken und andern Mitteln, um den Eindruck eines Zimmers vorzutäuschen. Dort im besonderen Raum ist die Lagerstatt, wo eng aneinander geschmiegt die Kameraden den Schlaf suchen. Heute wird er wohl ausbleiben. Ein jeder weiß, die Kanonade kann die Einleitung des feindlichen Sturms sein.

Mit dem Dunkel der Höhle kämpft ein schwaches Licht. In eine alte Konservenbüchse ist Sand gefüllt und darüber eine Schicht Talg gegossen. Ein Endchen Bindfaden ragt aus der Mitte hervor und trägt ein dürftiges Flämmchen. Im Schützengraben wird man bescheiden und leicht befriedigt. Was soll man Forderungen an das Leben stellen, wo so dicht dabei der Tod lauert? Gestern schlug die Granate in den Nachbarräum. Auf flogen die zertrümmerten Tragbalken der Decke; die darüber gebreitere Erdschicht und die stürzenden Wände begruben die Insassen. Schnell waren die Kameraden bei der Hand gewesen, um die Verschlütteten auszugraben. Es war leidlich abgegangen. Zwei waren durch Granatsplitter verwundet, mehrere bewusstlos, aber noch lebend. Sie werden einige Zeit der Schonung bedürfen, bis sie die körperlichen und seelischen Schäden überwunden haben. Eine ernste Lehre erwuchs aus diesem Unfall. Sofort wurde an der Tieferlegung der Hohlräume und an der Verstärkung ihres Baues gearbeitet, um auch gegen die schwersten Geschosse Sicherheit zu gewinnen.

Das Leben im Schützengraben ist mit Dannaiden-Arbeit verbunden. Was Menschenhände im schützenden Dunkel der Nacht erbauen, zertrümmern am Tage die feindlichen Geschosse. So wiederholt sich die Arbeit Nacht für Nacht, oft unterbrochen durch feindliche Beschießung. Der Gegner will die Stellung gewinnen. Solange der Graben den Schützen noch Stellung bietet, solange die schützenden Hohlräume die Besatzung kampffähig erhalten, solange wagt er den Ansturm nicht. Eine grausige Warnung sind ihm

die langen Reihen seiner Toten, die vor unseren Stellungen bei früheren Kämpfen gefallen sind. Wenn er aber glaubt, die Gräben zerstört und die Deckungen zertrümmert zu haben, dann kommt er. Nur wenige Schritte trennen ihn von unserer Stellung. Auch er hat sich Gräben und Deckungen geschaffen wie wir. Seine zahlreiche schwere Artillerie hat ihn dabei geschützt. Von allen Seiten führt er Verstärkungen heran. Sie gestatten ihm, seine vorderen Truppen oft abzulösen und ruhen zu lassen. Unsere Truppen harren wochenlang in ihren Stellungen aus. Sie arbeiten jede Nacht. Mühsam schleppen sie die Hilfsmittel zum Ausbau über weite Strecken herbei. Selbst das Essen muß aus der Ferne zugetragen werden, da die Feldküchen nicht nahe herangeführt werden können. Mit seinem Geschützfeuer sucht der Feind die Straßen ab, wo er Verkehr vermutet. Aber man ist findig geworden. Die mit dem Feuer belegten Strecken sind schnell bekannt. Die in der Dämmerung heranrückenden Arbeitskräfte umgehen die gefährdeten Stellen. Nerven und Herzen unserer Leute sind stark und fest. Die in nächster Nähe einschlagenden Geschosse stören sie nicht. So tragen sie den harrenden Kameraden alles nötige zu. Die fertigen Speisen werden in Kochkisten warm gehalten oder auf niedrigem Feuer gewärmt. Sie sind gut und reichlich, daher gibt es keinen Kräfteverfall, und verheerende Seuchen meiden den kräftigen Körper. Trotz der gewaltigen Anstrengungen, die der Kampf im Schützengraben auferlegt, tragen unsere Soldaten alle Mühsale tapfer, selbstlos und in gegenseitiger Hilfe. Das junge Bürschlein, eben der Schule oder der Lehre entsprungen, der Gelehrte, Beamte, Kaufmann und Besitzer stehen neben dem Bauer und Arbeiter. Eine Fülle von Bildung und Fertigkeit hat sich da vereint zum Kampf für das gemeinsame Vaterland. Alle helfen sich gegenseitig mit dem, was der einzelne kann und weiß. Von den Offizieren sind viele gefallen. Reserve- und Landwehr-Offiziere treten in die Lücken. Der Krieg hat ihre Ausbildung gereift. In täglicher Berührung mit dem Feinde haben sie reiche Erfahrung gesammelt. Treue Kameradschaft umschlingt sie alle, die dort vorn am Feinde stehen. Der Führer kann sich auf die Truppe verlassen. Zwar sehen sie schlimm aus, die Bataillone, wenn sie einmal nach langer Zeit aus den vordern Stellungen abgelöst und in rückwärtige Quartiere gelegt werden. Das Feldgrau der Uniformen ist unter dem Lehm oder dem kreydigen Kalk der Schützengräben

verschwunden. Die Stiefel sind feucht vom Regenwasser, das sich in den Gräben sammelt und den Boden in Schlamm wandelt. Aber sie sind dauerhaft und dicht. Die Waffen sind nicht mehr so blank wie zur Parade und zum Appell. Die Gesichter sehen wild aus von ungepflegten Bärten. Waschwasser hat es lange nicht gegeben. Das aus der Ferne zugetragene Wasser reicht gerade aus zum Kaffee oder Tee. Aber wenige Tage später sieht die Truppe wieder menschlich aus. Putzen und Reinigen gehört zum Soldaten, sobald sich die Gelegenheit bietet. Mancher trennt sich ungern vom Schützengraben und zieht ihn einem zweifelhaften Quartier vor. Dort hat er sein kleines Reich für sich mit einigen Kameraden. Mit Liebe und Geschick hatten sie es ausgestattet. Werden es die Nachfolger ebenso imstand halten? Und die Quartiere, die winken, sind keineswegs prunkend. Die Dörfer sind halb zerschossen und verbrannt. Nur wenig Raum ist in den dürftigen Häusern, der oft genug mit den zurückgebliebenen Einwohnern geteilt wird. Es sind meist nur alte Leute, Frauen und Kinder, auf die man Rücksicht nimmt. Gutmütig teilt der deutsche Barbar mit ihnen seine Lebensmittel. Weihnachten hat er sogar die Kinder beschenkt, die staunend den brennenden Tannenbaum sahen und unverstandenen Liedern lauschten. Manches halbverlassene Dorf müßte verhungern, wenn es nicht ein deutsches Quartier wäre. Aber es ist kein sicheres Quartier. Auch zu ihm reichen die feindlichen Granaten. Daher werden auch hier sichere Zufluchtsstätten in Kellern und Erdhöhlen errichtet, wo man Schutz sucht, wenn das erste Geschöß den dörflchen Frieden stört. Wenn man auch hier im Quartier nicht sicher ist, dann ist es leicht, dem Schützengraben den Vorzug zu geben. Die Vorliebe für ihn kann einen argen Stoß erleiden, wenn ein Höllenfeuer auf ihm liegt, wie heute auf dem Granathof. Würde der Feind nur ihn beschießen, dann möchte es angehen. Aber er begnügt sich nicht damit. Immer weiter schiebt er seine Feuerfarbe vor auf den vordersten Schützengraben und weiter. Denn hinter diesem Graben folgt das Dorf und ein Gewirr anderer Gräben, die zur Stellung gehören. Von dem Dorf ist nur der Name geblieben: er heißt La Boisselle. Das Dorf selbst ist verschwunden. Rauchende Trümmer decken die Dorfstätte. Hier kann man nicht frei wandeln, es würde ein Gang zum eigenen Grabe sein.

(Fortsetzung folgt).



Im Westen.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel dauerten mit unverminderter Heftigkeit an. In immer neuen Angriffen stürmten die französischen Truppen oft in 10 bis 15 Reihen hintereinander gegen die deutschen Stellungen an, von wo sie aber jedesmal mit blutigen Köpfen zurückgeworfen wurden. Dieses geradezu tollkühne und todesverachtende Anstürmen der französischen Soldaten hat seinen Grund darin, daß den Mannschaften von ihren Vorgesetzten und sogar durch einen Korpsbefehl des kommandierenden Generals immer wieder versichert wird, die Stellungen der Deutschen seien auf schwerste erschüttert und es bedürfe nur noch eines letzten gewaltigen Angriffs, um deren Reihen zu durchbrechen und die verhassten Feinde zum Lande hinaus zu jagen.

Von unserem deutschen Standpunkte aus, kann es uns nur recht sein, wenn sich die Jugend Frankreichs in nutzlosen Angriffen verblutet, da dann das Land nur noch schwachen Widerstand leisten kann, wenn der Zeitpunkt für die große deutsche Offensive gekommen ist.

Im andern Teile der Westfront fanden Artilleriekämpfe statt.

Das seit einigen Tagen herrschende klare Wetter begünstigte die Fliegeroperationen ganz besonders. Die Fälle mehren sich, daß französische Flieger unbefestigte Städte und Ortschaften bombardieren. Ganz besonders ist es das südliche Baden, das sich die feindlichen Flieger als Operationsgebiet herausuchen. Freiburg hatte schon wiederholt darunter zu leiden. Auch Villingen, Singen und Stockach wurden heimgesucht.

Andererseits üben wir Vergeltung dadurch, daß auch unsere Flieger auf feindliche Städte Bomben werfen.

Am 14. und 15. April haben Zeppeline der englischen Nord- und Ostküste einen Besuch abgestattet und Bomben geworfen, durch welche wie man hört, erheblicher Schaden angerichtet wurde.

Im Osten.

Wie im Westen die Franzosen ihre Angriffe auf einen verhältnismäßig kleinen Raum konzentrieren, so ist es auch im Osten. Während im nördlichen Polen und an der ostpreußischen Grenze verhältnismäßig Ruhe herrschte, wiederholten sich die russischen Angriffe in den Karpathen fast unaufhörlich, in der Absicht, den Uebergang über die Pässe zu erzwingen, um von da in die ungarische Ebene vorzudringen und dem österr.-ungarischen Heere in den Rücken zu fallen.

Aber ebenso vergeblich wie im Westen die französischen Angriffe, waren hier die russischen. Schulter an Schulter wehrten die verbündeten deutschen und österreich-ungarischen Truppen alle Angriffe der Russen ab, und das ganze Resultat für die letzteren waren nur riesigen Verluste.

See und Kolonien.

Die Arbeit unserer Unterseeboote verminderte den Bestand der feindlichen Handelsflotte auch in dieser Woche um einige Schiffe.

Auf die Dardanellen wurde nach längerer Pause der Angriff der feindlichen Flotte erneuert. Nach kurzer Zeit zogen sich die Schiffe, von den türkischen Forts beschossen, zurück.

In Indien und Persien finden Unruhen gegen Engländer und Russen statt.



Samstag, 10. April.

Aus dem völlig zusammengeschossenen Ort Drie Grachten an der Yser wurden die Belgier wieder vertrieben. Zwei belgische Offiziere, 100 Mann und 2 Maschinengewehre fielen dabei in unsere Hände.

Nördlich von dem Gehöfte Beau Séjour nordöstlich von Le Mesnil entrissen wir gestern abend den Franzosen mehrere Gräben. Zwei Maschinengewehre wurden erbeutet. Zwei Wiedereroberungsversuche während der Nacht waren erfolglos. In den Argonnen mißglückte ein französischer Infanterieangriff, bei dem die Franzosen erneut Geschosse mit einer betäubenden Gaswirkung verwendeten.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel dauerten mit gesteigerter Heftigkeit an. Die Franzosen hatten bei den wieder gänzlich erfolglosen Angriffen die schwersten Verluste. In der Woevre-Ebene griffen sie vormittags und abends erfolglos an. Zur Besitznahme der Maashöhen bei Combres setzten sie dauernd neue Kräfte ein. Ein Angriff aus dem Sélouse-Wald, nördlich von St. Mihiel brach an unseren Hindernissen zusammen.

Französische Angriffe erstarben westlich Flirey in unserem Artilleriefeuer, führten aber nördlich und nordöstlich des Ortes zu erbitterten Handgemengen, in dem unsere Truppen die Oberhand gewannen und den Feind zurückwarfen. Ein feindlicher Versuch, das von uns besetzte Dorf Bézange-la-Grande, südlich von Chateau-Salins zu nehmen, scheiterte.

Am Hartmannsweilerkopf fand nur Artilleriekampf statt.

Im Osten haben sich bei Kalwarja Gefechte entwickelt, die noch nicht abgeschlossen sind.

Sonntag, 11. April.

In der Champagne nördlich von Beau Séjour räumten unsere Truppen die am 8. April genommenen, gestern aber durch schweres französisches Feuer zerstörten Gräben und wiesen französische Angriffe in dieser Gegend ab.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel hielten mit großer Heftigkeit an. An den von den Franzosen als von ihnen genommen ge-

meldeten Orten Fremezey und Gussainville, östlich von Verdun, ist bisher noch nicht gekämpft worden, da diese Orte weit von unserer Stellung liegen.

Zwischen Orne und den Maashöhen erlitten die Franzosen gestern eine schwere Niederlage. Alle Angriffe brachen in unserem Feuer zusammen.

Auch die Angriffe gegen uns bei St. Mihiel und Ailly-Prémont wurden abgewiesen.

Bei Bézange la Grande wurde eine französische Kompagnie aufgerieben, 2 Offiziere und 101 Mann gefangen.

Im Osten wurden russische Angriffe abgeschlagen, sonst ist die Lagr unverändert.

Montag, 12. April.

Im Westteile der Argonnen mißglückte ein französischer Angriff.

Im Waldgelände nördlich der Combres-Höhe versammelten die Franzosen starke Kräfte zu einem neuen Versuch, unsere Höhenstellung zu nehmen. Der Angriff scheiterte, und die Höhenstellung ist noch ganz in unserem Besitz.

In den gestrigen Kämpfen im Priesterwalde nahmen wir dem Feinde 4 Maschinengewehre ab. Die anschließenden, sehr erbitterten Nachkämpfe blieben für uns erfolgreich. Die sehr schweren Verluste der Franzosen in den Kämpfen zwischen Maas und Mosel lassen sich noch nicht annähernd schätzen, allein zwischen Sélouse- und Lamorviller-Walde zählten unsere Truppen 700, an ein erkleinen Stelle nördlich Regnieville über 500 französische Leichen. Wir machten 11 französische Offiziere und 840 Franzosen zu Gefangenen und erbeuteten 7 Maschinengewehre.

Im Osten wurden alle Angriffe abgeschlagen. Sonst hat sich nichts Wesentliches ereignet.

Dienstag, 13. April.

In den Argonnen scheiterten französische Teilangriffe.

Zwischen Maas und Mosel, sowie im Walde von Ailly und im Priester-Walde wurden alle Angriffe der Franzosen abgewiesen.

Im Osten nahmen wir bei einem Vorstoß von Mariampol den Russen 9 Offiziere, 1350 Mann, sowie vier Maschinengewehre ab.

Nordöstlich von Lomza warfen die Russen aus Wurfmaschinen Bomben, die nicht platzen, sondern langsam ausbrennen und erstickende Gase entwickeln.

Mittwoch, 14. April.

Bei Berry-au-Bac drangen die Franzosen nachts in einen unserer Gräben ein, wurden aber sofort wieder zurückgeworfen.

Feindliche Fliegerangriffe östlich von Reims mißglückten.

Zwischen Maas und Mosel setzten die Franzosen ihre Angriffe an einzelnen Stellen mit Heftigkeit, aber erfolglos fort. Drei Angriffe in den Vormittagsstunden bei Maizerey östlich von Verdun brachen unter schwersten Verlusten in unserem Feuer zusammen. Die mittags und abends bei Marcheville südwestlich von Maizerey unternommenen Angriffe, bei denen der Feind starke Kolonnen zeigte, nahmen denselben Ausgang. Ein heute bei Tagesanbruch gegen die Front Maizerey-Marcheville geführter Angriff wurde wieder mit sehr erheblichen Verlusten für den Feind zurückgeschlagen.

Im Priesterwalde fanden Tag und Nacht erbitterte Nahkämpfe statt, bei denen wir langsam Boden gewannen.

Südlich des Hartmannsweiler Kopfes wurde gestern abend ein französischer Angriff abgewiesen.

Im Osten ist die Lage unverändert.

Donnerstag, 15. April.

Ein nächtlicher feindlicher Vorstoß bei Berry-au-Bac scheiterte. Nordwestlich von Verdun brachten die Franzosen gestern Minen mit stark gelblichem Rauch und erstickend wirkender Gasentwicklung gegen unsere Linien zur Anwendung.

Zwischen Maas und Mosel wurde weiter gekämpft. Bei einem starken französischen Angriff gegen die Linie Maizerey-Marcheville drangen die Franzosen an einer schmalen Stelle bei Marcheville in unsere Stellung ein, wurden durch Gegenangriff aber bald wieder hinausgeworfen. An der übrigen Front brach der Angriff bereits vor unserer Stellung zusammen.

Zwischen Combres und St. Mihiel fanden gestern nur Artilleriekämpfe statt.

Im Ailly-Walde wurden nach erfolglosen feindlichen Sprengversuchen drei feindliche Angriffe zurückgewiesen. Ein Angriff beiderseits der Straße Essey-Flirey scheiterte westlich dieser Straße und führte östlich derselben zu Nahkämpfen, in denen unsere Truppen die Oberhand behielten.

In den Vogesen mißglückte ein französischer Vorstoß gegen den Schnepfen-Rieth-Kopf südwestlich von Meßeral.

Im Osten ist die Lage unverändert.

Freitag, 16. April.

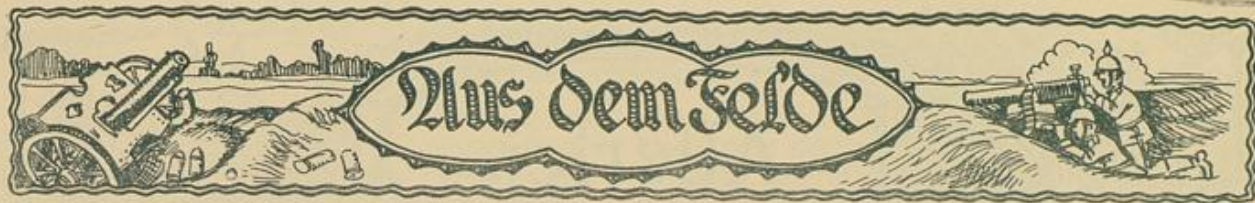
Zwischen Maas und Mosel kam es gestern nur zu vereinzelt Kämpfen. Bei Marcheville erlitten die Franzosen in dreimaligen erfolglosen Angriffen schwere Verluste. Westlich der Straße Essey-Flirey dauerte der Kampf um ein kleines Grabenstück bis in die Nacht hinein fort. An und im Priesterwalde scheiterten französische Angriffe.

Feindliche Abteilungen, die gegen unsere Stellungen nordöstlich von Manonviller voringen, wurden von unseren Sicherungstruppen mit schweren Verlusten zurückgeworfen.

Südlich des Hartmannsweiler Kopfes versuchten die Franzosen fünfmal vergeblich unsere Front zu durchbrechen. Im übrigen fanden in den Vogesen nur Artilleriekämpfe statt.

Im Osten blieb die Lage unverändert.





Am 10. April starb:

Herr Karl Müssle

Werkschreiber und Mitglied der Fabrik-Feuerwehr.

Derselbe hat bis zu seiner Erkrankung mehrere Lazarettzüge als Sanitäter begleitet.

————— Ehre seinem Andenken! —————

Zur Beachtung.

Auf Grund behördlicher Anordnung unterbleibt von jetzt an die Bekanntgabe der Adressenverzeichnisse unserer im Felde stehenden Beamten und Arbeiter. Diese Verfügung ist getroffen, um zu verhindern, daß unsere Gegner, falls ihnen unsere Mitteilungen in die Hände kommen, sich über Truppenteile oder -Verbände, unterrichten können. Selbstverständlich muß aber die **Schriftleitung wie bisher von jeder Adressenänderung unterrichtet werden**, weil sonst die Versendung der Mitteilungen und der Liebesgabenpakete nicht mehr ordnungsgemäß möglich wäre. Damit auch die im Felde stehenden Angestellten unserer Firma mit ihren ebenfalls eingezogenen Kollegen im Briefwechsel bleiben können, sind wir gerne bereit, auf Anfragen die Adresse des einzelnen bekannt zu geben, oder die uns zu diesem Zweck übergebenen Briefschaften weiterzuführen.

Von unseren seitherigen Mitarbeitern sind **Kunstmaler Alfred Kusche** als Kriegsfreiwilliger bei einem hiesigen Artillerie-Regiment und **Druckereifaktor Freytag** als Kolonnenführer bei einer Sanitätsabteilung eingetreten.

————— Beförderung. —————

Kasimir Rastetter, zum Gefreiten.

Feldgrüße gingen im Laufe der letzten Woche ein von:

Aug. Archut, Aug. Burkart, Anton Baumgartner, Georg Bross, Aug. Bolz, Fr. Burkart, Res. Burkart, Ludw. Deck, Er.-Res. Essig, Wendl. Eschbach, Otto Essig, Jos. Ell, Otto Eisele, Hieronymus Essig, Josef Essig, Emil Fitterer, Valentin Friß, Herm. Gressel, Joh. Glögl, Joh. Gabler, Max Göß, Wilh. Gloss, Aug. Grünling, Chr. Gutekunst, K. Hoyler, Leo Heck, H. Haiber, K. Helfer, Eugen Hornig, Josef Heck, Karl Höflinger, Simon Hörig, H. Kutterer, Fr. Kaiser, Heinr. Klein, Heinr. Kästel, Hubert Kastner, Karl Keller, W. Klapprodt G. Kistner, Krög, Kraus, Richard Kistner, Erwin Leupold, Herm. Lässle, Jac. Licht, Pius Lang, H. Manz, Rud. Melcher, Stefan Malicki, Aug. Martin, Math. Messmer, Karl Nagel, Otto Neuer, Josef Pawlicki, Joh. Pfeiffer, E. Römer, Rud. Rimmelpacher, Wilh. Rieger, Bernh. Rihm, Rob. Roth, Kasimir Rastetter, Karl Seifried, Josef Sinner, Emil Speck, Jac. Suchowiak, Th. Szajek, Karl Sautter, Josef Schäfer, Willi Schäfer, Max Schäfer, Xaver Schmidtwenzel, Karl Schröder, Max Schabbel, J. Schlager, Martin Scholz, Bernh. Schmidt, Jacob Schorb, A. Stoll, Anton Vögele, Karl Vögele, Franz Vögele, Heinr. Völlm, Math. Weiler, Jul. Weber, Christof Wissner, Adolf Ziegler.



Allerlei.

Der Feldzug unseres „Ratsherrn“.

(Dreiundzwanzigste Fortsetzung).



Voller Freude und Pläsier
 Geht der Ratsherr zum Quartier,
 Doch kaum liegt er auf dem Stroh
 Beißt's ihn auch schon irgendwo.
 Auf dem Kopf spürt er ein Krabbeln,
 An den Füßen ist ein Zabbeln.
 Voll Entsetzen kreideweiß,

Springt er auf und stöhnet „Läus“.
 Oben, unten, vorne, hinten,
 Ueberall sind sie zu finden.
 Selbst das Fenchelöl, o Schreck,
 Ist dagegen ohne Zweck.
 „Rußland“ ruft er jammernd laut,
 O, häßt' ich dich nie geschaut.

(Fortsetzung in Nr. 32).

Fälscher-Kunststücke in Ost und West.

Russische „Feldpostbriefe“.

Die Russen sind wirklich praktische Leute. Sie sorgen dafür, daß in die entlegensten Dörfer ihres Riesenreiches „Nachrichten“ vom Kriegsschauplatz gelangen. Ueberall in den Schützengräben und Stellungen werden jetzt fertig gedruckte Briefe an die unwissenden Soldaten verteilt, die ihren Namen oder ihr Zeichen unter die Machwerke zu setzen haben, beileibe aber keine persönliche Bemerkungen zusetzen dürfen.

Nach Gefangenen-Aussagen werden diese „Feldpostbriefe“ von den Feldwebeln an die Angehörigen der Soldaten verschickt. Solcher Briefe gibt es verschiedene Arten: Je nach Bedarf lautet die Ueberschrift „Liebe Eltern“, „Liebe Frau“ oder „Liebe Freundin“. Es ist auch dafür gesorgt, daß es Abwechslung gibt und die lieben Freunde und Angehörigen in der Heimat alle acht bis vierzehn Tage Briefe gänzlich neuen Inhalts bekommen. Auch dem Geschmack ist Rechnung getragen: Der Kopf jedes Briefes trägt ein blutrünstiges Bild, welches verdeutlicht, wie die Deutschen und Oesterreicher in der Schlacht bei X. oder Y. von den russischen Soldaten oder Kosaken abgeschlachtet werden. Natürlich triefen diese Briefe von plumphen Prahlereien und Verhöhnungen des Gegners, auch werden Nachrichten von immer neuen ungeheuren Siegen und großer Kriegsbeute verzapft. Wie die Kriegsgefangenen sagen, schicken die Feldwebel solche Briefe auch an die Angehörigen solcher Soldaten, deren Leib schon seit Wochen und Monaten im Grabe modert, um die Leute in der Heimat über die großen Verluste der Armee hinwegzutäuschen. Die „Tägliche Rundschau“ teilt den Inhalt eines solchen Briefes mit; er lautet:

Meine geliebten und geachteten Eltern!

Ich sende Euch einen herzlichen Gruß und schreibe Euch über mein Ergehen. Wir befinden uns jetzt in der Kampfstellung. An Euch, meine lieben Eltern, denke ich, und verlange danach, Euch zu sehen. Wenn wir den Feigling, den Deutschen, geschlagen haben werden, kehre ich zu Euch zurück. Ich teile Euch mit, daß ich Gott sei Dank am Leben und gesund bin, und wünsche Euch dasselbe. Wir haben vor kurzem eine Schlacht geschlagen, und Gott der Herr hat uns einen großen Sieg geschenkt.

Tapfere Jungen sind die russischen Soldaten, sie spucken auf Kugeln und Granaten. Sie sind geschickte Schützen; wenn sie zielen, fallen die Deutschen wie die Garben.

Ein österreichisches Korps, das sich bei Wladimir Wolnysk eingegraben hatte, eröffnete ein mörderisches Feuer auf unsere Truppen, die

einige Werst vom Dorfe K. entfernt standen. Ungeachtet der überlegenen Kräfte und der hartnäckigen Angriffe des Feindes brachten unsere Maschinengewehre den österreichischen Angriff zum Stehen und jagten den Feind in die Flucht. Das Ergebnis dieser Schlacht war die Gefangennahme von etwa 1500 Mannschaften und 25 Offizieren sowie die Erbeutung von 10 Maschinengewehren und 3 Geschützen.

Ich kann Euch, meine verehrten Eltern, mitteilen, daß wir sehr viele Gefangene machen und daß wir wiederum nach der Schlacht ein ganzes Regiment gefangen nahmen. Zum Teufel, wo sollen wir sie alle lassen!

Seht Euch, liebe Eltern, nicht nach mir! Wenn ich zu Euch zurückkehren werde, dann werde ich Euch davon erzählen, was für rote Hosen die österreichischen Soldaten haben und wie verwegen unsere Jungen sind.

Den Deutschen verhauen wir ordentlich, und verdient hat er es ja auch. Mögen sie es erfahren, mit wem sie angefangen haben; sie wollten uns schlagen, und siehe, jetzt fliehen sie, daß die Erde erzittert.

Ich bitte Euch, liebe Eltern, gebt mir Nachricht, wie es Euch geht. Grüßt bitte alle Bekannten und Verwandten.

Euer Euch liebender Sohn.

* * *

Eine französische Zeitung für deutsche Gefangene.

Seit Januar sorgt die französische Regierung dafür, daß unsere in Feindeshand geratenen Tapferen, obwohl ihnen sicherlich wenig lächerlich zumute sein dürfte, nicht ganz das Lachen verlernen. Allwöchentlich werden diese mit einer Nummer französischer Geistesblitze über die Lage der Welt im allgemeinen und über die des Vaterlandes im besonderen beglückt. Die erste Nummer dieser Zeitung erschien am 16. Januar. Groß kann ihre Auflage nicht sein, denn nach dem Lesen werden die einzelnen Nummern wieder sorgfältig von den Gefangenen eingesammelt. Allerdings wird die französische Regierung in diesem Verfahren von den Feldgrauen sehr unterstützt, weil die meisten auf das Lesen dieses Blattes verzichten, da der ihnen vorgesezte Schwindel gar zu haarig ist.

Einigen wenigen der jetzt in die Heimat zurückgekehrten Gefangenen war es aber doch gelungen, Blätter verschwinden zu lassen und als Andenken an wenig frohe Tage mit nach Hause zu nehmen. Ein Mitarbeiter der „Leipziger Neuesten Nachrichten“ erhielt Einblick in eines der Blätter und beschreibt nun diese neueste

Art französischer Kriegspublizistik. Wie es sich für ein neues Unternehmen gehört, stellt sich die Zeitung für deutsche Kriegsgefangene ihren Lesern mit einem Programm vor. Darin heißt es u. a.:

Vor kurzer Zeit fing die deutsche Regierung an, ein Bulletin zum Gebrauche für die französischen Kriegsgefangenen zu veröffentlichen. Man kann darin unter anderem lesen, daß die Deutschen Calais, Toul, Verdun und Belfort genommen hätten, daß die Revolution in Paris und Bordeaux selbst um sich greife, daß die russische Armee vernichtet worden sei und daß die englische Flotte auf dem Meeresgrunde schlafe. Indem wir vorliegendes Bulletin zum Gebrauch für die deutschen Kriegsgefangenen veröffentlichen, beabsichtigen wir weder die in Deutschland gemachte Publikation zu beantworten, noch in ihre Fußstapfen zu treten, noch ihre Methode anzuwenden. Ihr wißt, daß die Franzosen menschenfreundlich sind und daß sie, allen Behauptungen einiger Eurer Befehlshaber zuwider, ihre Kriegsgefangenen nicht erschießen. Man log Euch, wenn man Euch sagte, daß Deutschland angegriffen worden sei; man log Euch, wenn man Euch sagte, daß die Franzosen in Belgien eingedrungen seien; man log Euch, wenn man euch neulich sagte, daß England diesen Krieg zustande gebracht habe; gleich wie man log, wenn man euch früher erzählte, daß Rußland Urheber des Krieges wäre.

Von der Familie Hohenzollern wird den gefangenen Feldgrauen ziemlich viel erzählt. So haben die Franzosen Kaiser Wilhelm bereits fünfmal gefangen genommen, allerdings ohne ihn festhalten zu können. Das gleiche Schicksal

ist auch dem Kronprinzen schon öfter widerfahren. Daß uns der Krieg bis Ende Dezember bereits mehr als zwei Millionen Mann Verluste gekostet hat, erfährt man auch nur auf dem Umwege und durch die Zuvorkommenheit der französischen Regierung. Wie diese schöne Rechnung zustande gekommen ist, darüber gibt sie glücklicherweise auch Auskunft:

Die kürzlich veröffentlichte 137. preußische Verlustliste erhöht die Zahl der Kriegsoffer auf 986 547. Diesen Listen müssen noch 147 Verlustlisten für Bayern, 100 für Sachsen, 104 für Württemberg und 15 für die Marine hinzugefügt werden. Die vollständige Liste würde demnach die bisherigen deutschen Verluste auf mehr als zwei Millionen Mann erhöhen. (Bekanntlich haben die Franzosen bis jetzt noch keinen einzigen Mann verloren, oder wenigstens die französische Regierung noch nicht eine einzige Verlustliste zu veröffentlichen gewagt.)

Massengehorsamsverweigerungen im deutschen Heere dürfen natürlich auch nicht fehlen. Die mit englischem Gelde ausgehaltene holländische Zeitung „de Telegraaf“ in Amsterdam muß als Kronzeuge herhalten: „Die holländische Zeitung „Telegraaf“ meldet, daß 1000 deutsche Soldaten gefesselt aus Roulers (Belgien) abgeführt wurden, weil sie sich zu marschieren geweigert haben. 4000 andere sollen aus dem gleichen Grunde in Belgien gefangen gesetzt worden sein.“

So sieht die Wahrheitsliebe der französischen Regierung aus, auf die sie sich so viel einbildet. Man braucht sich nicht zu wundern, daß bei den Gefangenen der Appetit nach solcher geistiger Nahrung nicht groß ist.



Schriftleitung: Direktor Georg Dachgruber und Gustav Koch, beide in Grünwinkel.
Strichzeichnungen entworfen v. Kunstmalers A. Kusche, Karlsruhe. — Gedruckt in unserer Hausdruckerei.